

»Wir wollen nur unser Leben zurück«

Mit Tausenden zurück in ihre alte Heimat strömenden Menschen unterwegs in der Ost-Ghouta nahe Damaskus

Erst seit wenigen Tagen ist der Kampf um die Ost-Ghouta militärisch entschieden. Doch die Menschen wollen nicht warten und ihre Häuser wieder in Besitz nehmen, auch wenn sie in Trümmern liegen.

Von Karin Leukefeld, Damaskus

Die Rebellenmilizen aus der östlichen Ghouta bei Damaskus sind abgezogen. Unter Vermittlung Russlands und ihrer Schutzmächte Katar und Türkei wurden sie mit ihren Angehörigen aus der Region nahe Damaskus in die nordwestliche Provinz Idlib gebracht. Nur die »Armee des Islam«, die von Saudi-Arabien und den USA unterstützt wird und seit 2011 die Stadt Douma, das einstige Verwaltungszentrum der östlichen Ghouta kontrolliert, versucht den Preis für ihren ausgehandelten Abzug weiter in die Höhe zu treiben. Mit Berichten über einen angeblichen Giftgasangriff haben die Kämpfer die Region an den Rand eines dritten Weltkrieges geführt. Die vor Jahren aus der östlichen Ghouta Vertriebenen wollen derweil ihre Heimat wiedersehen. Die einst dicht besiedelten Vororte liegen heute in Trümmern.

Wiesen, ein an den Ufern dicht bewachsener Flusslauf, Sträucher, Hütten und Bretterverschläge, die sich in den Schatten tiefgrüner Bäume ducken. Vögel kreisen, irgendwo kräht ein Hahn, dem ein anderer antwortet. Im Hintergrund ragt vornehm das schlanke Minarett einer Moschee in den blauen Frühlingshimmel, und über allem erhebt sich der Hausberg von Damaskus, der Qassioun.

Das idyllische Bild ist Realität und Trugschluss zugleich. Die beschriebene Landschaft liegt nicht weit vom Bab Touma entfernt, dem Thomastor zur Altstadt von Damaskus. Noch vor wenigen Jahren wurden hier Ziegen und Schafe geweidet, Bauern bearbeiteten ihr Land, säten, pflügten und ernteten Gemüse und Obst, das sie in Damaskus verkauften. Der Bachlauf, der an diesem Apriltag viel Wasser führt, ist einer der zahlreichen Ausläufer, in die der Baradafluss sich östlich von Damaskus aufteilt und die Ghouta, die Oase, bewässert.

Wendet man aber den Blick von der grünen Idylle ab und dreht sich um, sieht man verwüstete Fabrikgebäude mit zerschossenen Fenstern, Trümmerteile, die über Höfe und Zufahrten verstreut liegen, heruntergerissene Stromkabel, zerfallene Mauern, bizarr umgestürzte Zäune – ein Trümmerfeld. Die Straße, die durch diese gegensätzliche Landschaft verläuft ist eine unbefestigte Sandpiste. Staub liegt auf allem.

Was ist aus unseren Häusern geworden?

Die Sandpiste verläuft zwischen Ain Tarma, einem der vielen östlichen Vororte von Damaskus, und der Ghouta-Straße, der Hauptstraße in den Süden der östliche Ghouta hinein. Nördlich der Ghouta-Straße erstreckt sich das fruchtbare grüne Ain-Terma-Tal, das der Barada und seine Nebenflüsse bewässern. Südlich der Ghouta-Straße liegt der Vorort Jaramana, der in den letzten 15 Jahren zunächst Tausende Flüchtlinge aus Irak und seit 2011 Zehntausende syrischer Inlandsvertriebene aufgenommen hatte.

Unzählige Male wurde Jaramana zum Ziel von Raketen- und Mörsergranaten, abgefeuert von Milizen aus der östlichen Ghouta. Vorbei an Al-Mleha führt die Straße in ein ehemaliges Naherholungsgebiet von Damaskus. Restaurants und Cafés reißen sich am Rande des Ain-Terma-Tals aneinander. Am Eingang eines Schwimmbades ermahnt ein Schriftzug, dass Besucher nur in einem Badeanzug, nicht in Straßenkleidung in das Becken dürfen. Die Erlebnisrutschbahn ragt verlassen in den Himmel, auch in dem benachbarten Vergnügungspark hat der Krieg seine Spuren hinterlassen.

Dicht an dicht drängt sich der Verkehr. Erstmals seit 2012 ist es den Menschen erlaubt, in die östliche Ghouta zu fahren, und Tausende haben sich auf den Weg gemacht. Sie wollen herausfinden, was von ihren Firmen, Restaurants, Gärten,



Beklemmende Fahrt durch die Trümmer der Stadt Arbin ...

Fotos: Karin Leukefeld



... die dennoch von den Bewohnern mit ihrem nie versiegenden Optimismus wieder in Besitz genommen wird.

Obsthainen, Wohnungen und Häusern geblieben ist. An den Kontrollpunkten müssen sie sich ausweisen und eine Besitzurkunde von Arbeits- oder Wohnraum vorlegen, zu dem sie fahren wollen. Mit Fahr- oder Motorrädern sind sie unterwegs, ganze Familien sitzen in Autos und warten geduldig, bis es weitergeht. Viele haben sich zu Fuß auf den Weg gemacht.

Immer wieder springen die Soldaten der Pressestelle des Verteidigungsministeriums aus dem vorausfahrenden Fahrzeug, um den Weg freizumachen. Schließlich geht nichts mehr für den Journalistenkonvoi. Der Plan, auf diesem Weg nach Jisrin und von dort nach Arbin zu gelangen, wird aufgegeben. Der Konvoi macht kehrt

und fährt über die Harasta-Autobahn nach Arbin.

Jahrelang war dieser Abschnitt der Autobahn, die von Damaskus über Homs und Hama nach Aleppo führt, eine Todesstrecke und gesperrt. Rechts und links erstrecken sich Trümmerfelder, aus den dahinter liegenden Ruinen zielten Scharfschützen auf jedes Fahrzeug und töteten viele Menschen. Seit dem Abzug der Milizen ist sie – bis auf Douma – frei, und wie auf der Ghouta-Straße staut auch hier sich der Verkehr.

Arbin – vom Paradies zum Trümmerfeld

Über eine Sandpiste am Ministerium für Wasserressourcen vorbei führt ein holpriger Weg in die Stadt Arbin hi-

nein. Im Ministerium ist kein Fenster unbeschädigt, unzählige Einschusslöcher klaffen in den Mauern, der Eingangsbereich ist zerstört, Barrakaden aus Betonklötzen und allem, dessen man habhaft werden konnte, weisen darauf hin, dass hier eine Frontlinie verlief.

Mit rund 45 000 Einwohnern vor dem Krieg war Arbin – nach Douma – die zweitgrößte Stadt in der östlichen Ghouta. Reich an fruchtbarem Boden, Wasser, Obst, Gemüse und Vieh, ging es den Menschen gut. Die landwirtschaftlichen Gebiete erstrecken sich südlich der Stadt. Im Norden, Richtung Autobahn, lag vor dem Krieg ein Industriegebiet. Davon ist nur eine Trümmerwüste mit Baumstümpfen und Ruinen geblieben.

Der Journalistenkonvoi wirbelt Staub auf, während er durch die verwüsteten Häuserschluchten kurvt. Ab und zu sind Menschen zu sehen, die neugierig den Autos hinterhersehen. Manche winken, lächeln, alle sehen müde und erschöpft aus, auch die Kinder. Plünderer durchstreifen leerstehende Geschäfte, Häuser und Wohnungen und tragen Metall, Tische, Stühle, Matratzen, Küchengeräte auf bereitstehende Kleintransporter. Einige Männer laufen ihnen aufgebracht entgegen und versuchen mit zornigen Rufen, den Dieben Einhalt zu gebieten.

Unter einem ehemaligen Wohn- und Bürokomplex liegt das von den Oppositionellen in Arbin eingerichtete Krankenhaus, Sitz des Medizinischen Rates von Arbin, einer Einrichtung der »Scharia-Behörde der Syrischen Revolution in Damaskus und Umgebung«. Durch ein schmales, professionell ausgebautes Tunnelsystem sind hier drei Krankenhäuser miteinander verbunden. Kleine, mit Matratzen ausgelegte Nischen in den Tunneln weisen darauf hin, dass hier Menschen geschlafen haben. Ob Wächter oder Zivilisten, die sich vor dem Kampfgeschehen in Sicherheit bringen wollten, ist unklar. In einem der Gänge liegt verloren ein besticktes Kissen, daneben eine Holzkrücke, in Kindergröße. Ab und zu ist in die Wände »Allah, der Große und Allmächtige« eingraviert.

Bohrende Fragen an Mohammed und Radwan

Die Tunnel sollen von Geiseln und Gefangenen der Kampfgruppen gebaut worden sein, berichtete schon 2016 eine Gesprächspartnerin aus Tadamoun der Autorin in Damaskus. Ihr Mann, ein staatlich angestellter Arbeiter, sei von den Kämpfern 2013 gefangen genommen worden, als diese die staatlichen Einrichtungen in Arbin besetzt hatten. Zwei Jahre lang habe ihr Mann in den Tunneln gearbeitet, dann sei er gestorben, berichtete die Frau. Erst nach seinem Tod habe sie von seinem Schicksal erfahren. Seinen Leichnam konnte sie nie beerdigen.

Die Fahrt führt weiter durch Arbin, über den Platz der Lokalverwaltung, an dem mehrere Straßen sternförmig aufeinandertreffen. Es ist Freitag, der muslimische Feiertag. Traditionsgemäß warten einige Männer im Friseurladen auf eine Rasur und darauf, ihre Haare schneiden zu lassen. Als sie die Journalisten sehen, lachen sie verlegen und winken ihnen zu. Ein kurzer Moment von Leichtigkeit, der an die alten Zeiten vor dem Krieg erinnert.

»Wie im Paradies« hätten sie vor dem Krieg gelebt, sagt der 28-jährige Mohammed, den die Autorin mit Freunden und Nachbarn in der ausgebrannten, römisch-orthodoxen St. Georgios-Kirche trifft. Nun hoffe man auf Hilfe für den Wiederaufbau. Zum Militärdienst müsse er nicht, sagt er. Als der einzige Sohn seiner Familie sei er freigestellt. Anders sein Freund Radwan. Sechs Monate habe die Armee ihm Zeit gegeben, seine privaten Angelegenheiten zu regeln. Dann müsse er den Wehrdienst antreten, erklärt Radwan, der anders als Mohammed sehr gesprächig ist.

Die Beiden sind Nachbarn und haben den Krieg gemeinsam durchlebt. Auf die Frage, wie sie zu den Kämpfern von Ahrar al-Sham standen, jener islamistisch-salafistischen Rebellenmiliz, die seit 2012 in Arbin das Kommando führte, weichen sie aus. Man habe versucht, sich nicht mit ihnen anzulegen, erklärt Radwan.

Arbeit habe es immer weniger gegeben, anfangs hätten sie von ihren Ersparnissen leben können. Zuletzt habe ein Kilo Reis mehr als 7000 Syrische Pfund (etwa 14 Euro) gekostet. Verwandte in Damaskus hätten ihnen geholfen, meint Radwan und ist sichtlich bemüht, das Thema nicht weiter zu vertiefen.

Noch bevor weitere bohrende Fragen darüber gestellt werden können, ob sie nicht doch für die feindlichen Milizen gegen Lohn gearbeitet hätten, kommt Radwan seinem Freund Mohammed zu Hilfe: »Wir wollen das alles hinter uns bringen, verstehen Sie? Wir wollen nur unser Leben zurück.«

Die Ghouta

Der Garten Eden Syriens

Die Ghouta war einst ein Naherholungsgebiet für die Einwohner von Damaskus. Ghouta bedeutet »Oase«, hier sprudelten die Wasser des Barada-Flusses, Wälder und Wiesen luden zum Verweilen ein. Reisende, Schriftsteller, Dichter besangen das Gebiet als »Paradies auf Erden«.

Der so üppig beschriebene Grüngürtel von Damaskus teilte sich in die östliche Ghouta, die sich entlang der Verbindungsstraße nach Homs erstreckte, in die südliche und westliche Ghouta, die bis zu den Golan-Höhen reichte. 1925 sammelte sich in der Ghouta der Widerstand gegen die französische Mandats Herrschaft, der blutig niedergeschlagen wurde.

Die Ghouta bestand ursprünglich aus vielen Dörfern, die ihre eigene Geschichte haben. In Jobar zum Beispiel, nur knapp drei Kilometer von der Altstadt von Damaskus entfernt, steht bis heute eine der ältesten Synagogen des Mittleren Ostens. Das Gebäude blieb erhalten, obwohl sich viele Juden von Jobar ab dem 7. Jahrhundert dem Islam zuwandten.

Seit den 80er Jahren – während der großen Entwicklungsphase Syriens – ließen sich besonders in der östlichen Ghouta Handwerks- und Industriebetriebe nieder. Es folgten Werkstätten, Labors, wissenschaftliche und medizinische Einrichtungen, die mit der Universität von Damaskus verbunden waren, Krankenhäuser. Der größte Busbahnhof von Damaskus lag hier, Autohäuser aus aller Welt bauten Glaspaläste entlang der Schnellstraße, die in die Autobahn in Richtung Homs, Hama und Aleppo übergeht. Das Lager Al-Wafideen bot rund 25 000 Menschen Zuflucht, die selbst oder deren Vorfahren 1967 von der israelischen Armee vom syrischen Golan vertrieben worden waren.

Landflucht und Bevölkerungszuwachs ließen um die kleinen Dörfer der einstigen Idylle neue Satellitenstädte entstehen. Rund drei Millionen Menschen lebten in der östlichen Ghouta offiziell vor Beginn des Krieges 2011, die wirkliche Zahl könnte höher gewesen sein. Die meisten der Menschen flohen Ende 2011/Anfang 2012, als regierungsfeindliche Milizen in der östlichen Ghouta die Kontrolle übernahmen. Die Zivilisten, die blieben, waren zumeist Angehörige der Kämpfer, Personen, die keine Angehörigen in Damaskus-Stadt hatten oder die zu krank und zu alt waren, um zu fliehen. Es waren Leute, die ihr Eigentum nicht verlassen wollten, oder sie gehörten einer zivilen Oppositionsgruppe an, die mit Unterstützung aus dem Ausland auf einen Sturz der syrischen Regierung hofften.

Die größte dieser Satellitenstädte ist Douma, etwa zehn Kilometer nordöstlich von Damaskus-Stadt entfernt. Vor dem Krieg lebten dort offiziell 120 000 Einwohner. Viele Männer aus Douma verdienten ihr Geld in der Bau- und Ölindustrie in den Golfstaaten. Manche wurden Vermittler für Firmen aus dem Golf oder Subunternehmer. Neben dem Geld brachten sie auch ultrakonservatives Gedankengut aus den Golfstaaten mit nach Syrien, das dort in Moscheen und Koranschulen vermittelt wurde. In Douma bauten die Golfstaaten nicht nur ideal und religiös, sondern auch wirtschaftlich eine Basis auf, die erst im Frühjahr 2011 richtig sichtbar wurde, als die Proteste begannen. Karin Leukefeld